



Wildpflanzenmischungen wie diese bieten eine gute Ergänzung, vielleicht sogar Alternative zu Mais in Biogasanlagen.

Wildpflanzen statt Mais?

Das Thema, Mais durch alternative Energiepflanzen zu ersetzen, ist nicht neu. Doch die Umsetzung in der Praxis setzt Erfahrungsaustausch voraus. Verschiedene Akteure trafen sich dazu in Oelde, Kreis Warendorf.



Werner Kuhn ist als Berater für das Netzwerk Lebensraum Feldflur tätig.

Für manch einen sind Biogasanlagen aufgrund des verstärkten Maisanbaus ein rotes Tuch. Doch die Anlagen beschränken sich nicht allein auf die Verwertung von Mais, in ihnen lässt sich auch alternative Biomasse nutzen. „Biogasanlagen bieten die Chance, Vielfalt zu nutzen und zu fördern“, betonte Werner Kuhn vom Netzwerk Lebensraum Feldflur (siehe Kasten nächste Seite). Was es mit diesem Satz auf sich hat, erfuhren die Teilnehmer einer Feldbesichtigung am Mittwoch vergangener Woche. Zu sehen war bei dem Termin in Oelde, Kreis Warendorf, kein Schlag mit verschiedenen Mais- oder Getreidesorten. Stattdessen war dort im Vorjahr eine Wildpflanzenmischung ausgesät worden, die nun zur Ernte anstand. Doch warum eine solche Feldfrucht?

24 ha „Versuchsfläche“

Die treibende Kraft bei dem Projekt, das insgesamt im Raum Oelde-Beckum derzeit rund 24 ha mit Wildpflanzensaatgut bestellte Fläche umfasst, ist Markus Degener. Der passionierte Jäger aus Oelde hatte fast genau vor einem Jahr ein Niederwildseminar in Beckum-Vellern moderiert, bei dem die Bestandsrückgänge bei Hase und Fa-

san im Mittelpunkt gestanden hatten (Wochenblatt-Folge 30/2013). Zudem ging es damals um die Frage: Wie lassen sich Hegemaßnahmen in die landwirtschaftliche Produktion integrieren? Und hier schließt sich der Kreis. Denn genau zu diesem Thema hatte Werner Kuhn referiert – und bei Degener sowie anderen Seminarteilnehmern das Interesse geweckt. Schnell waren Landwirte gefunden, die sich zu einem versuchsweisen Anbau der Wildpflanzenmischung bereit erklärten. Zu diesen gehört Cornelius Wessel aus Beckum-Vellern, selbst Betreiber einer Biogasanlage und zugleich Jäger und Obmann für Naturschutz im Hege-

ring Beckum. „Wir müssen etwas für das Wild und die Umwelt tun“, lautet sein Argument. Gerade aus Jägersicht hat der mit Ende Juli/Anfang August späte Erntetermin der Flächen einen wesentlichen Vorzug: Denn die Ernte fällt damit nicht in die Aufzuchtphase vieler Tierarten. Und durch die Mehrjährigkeit der Mischung bieten die Flächen Wildtieren schnell wieder Deckung, auch über Winter. Eigentlich sollte in Oelde die Beerntung einer solchen Fläche demonstriert werden. Die komplette Erntekette, sprich Häcksler mit Di-

rekschneiderwerk und Transportwa-



Foto: Petercord

„Die Technik gibt es her“: Trotz der unterschiedlichen Zusammensetzung lässt sich der Wildpflanzenaufwuchs problemlos ernten.

gen, stand auch parat. Doch der starke Regen hatte über Nacht alle Ernte-Pläne zunichte gemacht. Nur zur Demonstration wurde einmal an der Fläche entlang gefahren – was trotz der widrigen Umstände erfolgreich gelang. „Die Technik gibt es heute her, solche Flächen zu beernten“, betonte Georg Döring, beim Landtechnik-Hersteller Claas zuständig für den Bereich Marketing und Produktmanagement im deutschen Vertrieb.

Vorzüge der Wildpflanzen

Warum sollte allerdings ein Landwirt eine solche Wildpflanzenmischung anstatt beispielsweise Mais säen? Zweifellos beeindruckte die Blütenvielfalt – doch vom ökologischen Nutzen allein kann kein Landwirt leben, und einen mit Mais vergleichbaren (Methan-) Ertrag ließ der Aufwuchs im ersten Erntejahr, zumindest dem Anblick nach, nicht erwarten.

■ Als ein Vorteil lässt sich erneut die Mehrjährigkeit der Mischung – mindestens fünf Jahre – nennen. Die Saatgutkosten (netto etwa 350 €/ha) fallen damit nur einmalig an. Auch die weiteren Produktionskosten sinken, da vom zweiten Standjahr an nur noch gedüngt und geerntet werden muss.

■ Das Stichwort „Düngung“ weist



Der Initiator des Projektes, Markus Degener, mit den beteiligten Landwirten Hubert Lütke Dörhoff, Heinz-Josef Quibeldey und Cornelius Wessel (von links).

auf einen weiteren Vorteil hin: Die Fläche bleibt in der Nutzung. So werden „für einen vernünftigen Aufwuchs“ laut Kuhn jährlich

rund 120 bis 150 kg Stickstoff/Jahr benötigt.

■ Mit bis zu 160 dt Trockenmasse (TM)/ha vom zweiten Standjahr an

kann sich der Ertrag von ökonomisch ausgerichteten Wildpflanzenbiogasmischungen durchaus sehen lassen.

■ Und noch ein Vorzug: Die Flächen können, falls erforderlich, jederzeit befahren werden, was bei den als Agrarumweltmaßnahme geförderten Blühstreifen bzw. -flächen nicht der Fall ist.



Alternative für „Greening“?

Wie Joachim Zeller, Geschäftsführer des Saatgut-Herstellers Saaten-Zeller, berichtete, befinden sich bundesweit rund 1500 ha mit Wildpflanzenmischungen im Anbau. Gerade am Anfang seien viele Fehler gemacht worden, räumte er ein. Grundsätzlich müsse die Flächenvorbereitung und die Aussaat genauso sorgfältig erfolgen wie bei Getreide und anderen Kulturpflanzen.

Einen Schub würde der Anbau von Wildpflanzen erlangen, wenn ihr Anbau als „Greening“-Maßnahme anerkannt und vielleicht sogar mit einem Flächenfaktor >1,0 bewertet würde. Wie Ulrich Bultmann, Geschäftsführer der Kreisstelle Gütersloh/Münster/Warendorf der Landwirtschaftskammer NRW berichtete, soll bei den Winterversammlungen für den Anbau der Wildpflanzenmischung geworben werden. bp

„Netzwerk Lebensraum Feldflur“

Im Herbst 2012 haben sich Akteure aus dem Bereich Jagd, Naturschutz, Bienenhaltung und Energiewirtschaft zum „Netzwerk Lebensraum Feldflur“ zusammengeschlossen. Gemeinsam wollen sie Wege aufzeigen, wie die Energieerzeugung aus Biomasse enger mit dem Arten- und Natur-

schutz verknüpft werden kann. Ziel des Netzwerkes ist es, Mischungen verschiedener ein- und mehrjähriger heimischer Wildpflanzen als eine ökologisch sinnvolle und ökonomisch tragfähige Ergänzung zu Energiepflanzen wie Mais in der Landwirtschaft zu etablieren.

Ernte durch Bienen

Zwar hat der Regen die maschinelle Ernte des Aufwuchses verzögert – trotzdem hatte zuvor schon jemand geerntet: die vier Bienenvölker, die Imker Klaus Rickfelder aus Vellern nahe der Fläche stehen hat. Der Vorsitzende der Kreisimkerei Warendorf zeigte sich von der Blütenvielfalt begeistert.



Die Douglasie nicht diskriminieren

In Deutschland sieht die Holzbranche die Douglasie in Zeiten des Klimawandels als Hoffnungsträger an. Obwohl fossile Pollenfunde keine Hinweise für ein Vorkommen bis ins Eiszeitalter geben, bezeichnen Experten die Douglasie dennoch gerne als „Spätheimkehrer“. Auf der anderen Seite lehnen viele Naturschützer diesen „Fremdling“ kategorisch ab, weil er nicht zur potenziell natürlichen Vegetation gehöre und die heimische Biodiversität gefährde. Dieser Meinung hat sich auch das Bundesamt für Naturschutz (BfN) angeschlossen. Dabei bezieht sich das BfN auf wissenschaftliche Untersuchungen, welche die Douglasie in einer sogenannten „Schwarzen Liste“ invasiver Arten aufführen, bei denen das Gefährdungspotenzial für natürlich vorkommende Ökosysteme, Biotope oder Arten wissenschaftlich belegt ist. Unstrittig ist nach Ansicht der Schutzgemeinschaft Deutscher Wald (SDW), dass die Douglasie auf trockenen, basenarmen Standorten heimische Arten

verdrängen kann. Diese lokale, auf wenige Standorte begrenzte Gefährdung zu verallgemeinern, hält die SDW aber für sehr fragwürdig. Nach deren Ansicht wird die Diskussion um die Douglasie zu emotional und häufig zu ideologisch geführt. Daher fordert sie alle Beteiligten auf, sich an folgenden Fakten zu orientieren, wonach die Douglasie

■ eine breite Standortamplitude mit geringer Empfindlichkeit gegenüber Schadfaktoren aufweist,
 ■ bei geringem Nährstoffzug sehr schnell wächst und das Holz über gute Eigenschaften verfügt,
 ■ sich wegen des geringen Lichtbedarfs als Mischbaumart eignet,
 ■ dank ihres Herzwurzelsystems sturmfest und trockenresistent ist,
 ■ nicht zu vegetativen Vermehrungsstrategien befähigt ist, sodass ihre Ausbreitung mit waldbaulichen Mitteln zu steuern ist.
 Laut SDW ist die Douglasie nicht in Rein-, wohl aber in Mischbeständen eine gute Alternative zur klimagestressten Fichte. SDW/BK

„Runder Tisch“ im Kreis Paderborn

Ein regelmäßig tagender runder Tisch mit Vertretern der Land- und Forstwirtschaft, der Kreisjägerschaft sowie der Unteren Jagdbehörde soll im Kreis Paderborn dazu beitragen, Wildschäden und Tierseuchen erfolgreich zu bekämpfen. Das teilte der Kreis in der vergangenen Woche mit. Die Angst vor der Einschleppung der Afrikanischen und der Europäischen Schweinepest geht um. Der Kreis Paderborn hat daher bereits im März 2014 eine Ausweitung der Jagdzeit auf Wildschweine veranlasst, um eine Ausdünnung der Wildschweinpopulation durch die Jäger zu unterstützen. Nicht nur Frischlinge, sondern auch Überläufer dürfen seitdem im Kreisgebiet ganzjährig bejagt werden. Wildschäden in der Landwirtschaft sind ein weiteres Dauerthema. „Bis in die Vororte von Paderborn und Wewer dringt das Wild vor und richtet in den Maisfeldern beträchtliche Schäden an“, heißt es in der Pressemitteilung. Schäden durch Grau-, Kanada- und Nil-

gänse sind insbesondere im Delbrücker Land sowie rund um das Steinhorster Becken ein „Dauerbrenner“. Seit April 2014 hat die Untere Jagdbehörde des Kreises Paderborn dazu mehr Kompetenzen und Handlungsspielräume: Durch die Verabschiedung der „Kleinen Jagdrechtsnovelle“ im Landtag NRW wurde die Obere Jagdbehörde abgeschafft. Ihre Aufgaben wurden auf das Ministerium sowie auf die Kreise und kreisfreien Städte übertragen. „Damit sind wir wesentlich flexibler, wenn es beispielsweise darum geht, Jagdzeiten zu erweitern bzw. Schonzeiten zu verkürzen“, erläutert Ordnungsamtsleiter Herbert Temborius. Natürlich müsse bei einer solchen Entscheidung immer der Tierschutz, insbesondere in der Zeit der Aufzucht des Jungwildes, beachtet werden. Ein runder Tisch trage dazu bei, die unterschiedlichen Fachdisziplinen zusammenzuführen und Maßnahmen abzustimmen. bp